

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 27. 1891.

Heber's Meer.

Roman von F. E. v. Areg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Trotzdem nun Arend jenen Fremden scharf beobachtete, vermochte er nicht das Mindeste zu entdecken, was darauf hingedeutet hätte, daß auch der Andere seiner Person die allgeringste Aufmerksamkeit schenke. Er setzte vielmehr ruhig und ohne von irgend einem der Anwesenden anscheinend Notiz zu nehmen, sein Gespräch mit seinen Nachbarn fort, und das wiederholt von jenem Tische erschallende Lachen ließ mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Gegenstand der Unterhaltung ein munterer und anregender war.

Diese Beobachtung gab ihm nach kurzer Zeit seine völlige Ruhe wieder. Sie aber vollkommen wieder zu befestigen, dazu trug an erster Stelle die Ueberzeugung bei, daß er doch hierher mit der festen Ueberzeugung gekommen war, Kapitän Allings müsse in dieser Stadt Verbindungen haben, die er vor ihm geheim zu halten für besser erachtet habe. War diese von ihm selbst gehegte Ansicht eine richtige, wie durfte es ihn alsdann Wunder nehmen, wenn er hier auf Persönlichkeiten stieß, die er bereits mit Jenem zusammen gesehen hatte? Gerade dieser Umstand bewies ja zur Genüge, daß er sich auf dem vollkommen rechten Wege befand. Warum also über eine so ganz natürliche Sache erschrecken?

Wie kam aber Heinrich Tappmann — denn dieser und kein Anderer war es, der Arend's Interesse bei seiner Ankunft im Pacific-Hotel zu Hazleton in Anspruch nahm — hierher?

Am Tage, bevor der „Falke“ seinen Anker hob, empfing Tappmann eine

zweite telegraphische Depesche von dem Chef des Hamburger Polizeigerichtes. Sie lautete:

„Gingeständnisse der Inhaftirten liegen vor, die Ihre Annahmen ganz und gar bestätigen. Sehen Sie Alles daran, damit Ihnen der Fang glückt. Der verwundete Postbeamte ist gestorben, und die belgische Regierung hat infolge davon die auf die Ergreifung seines Mörders ausgesetzte Prämie auf zehntausend Franken erhöht.“

Dieses Telegramm hatte den Ausschlag gegeben. Tappmann war ohne Säumen nach Hazleton abgereist, denn dorthin — das war

seine feste Ueberzeugung — würde Arend kommen: hätte er sich sonst nach den Reisen des Kapitans mit so vielem Interesse erkundigt?

Aber wenn er auch bei seinem früheren zweimaligen Aufenthalte in der Stadt eigentlich mit Niemand weiter in Berührung gekommen war, als mit den Familienmitgliedern des Kapitans Allings, so hatte er doch immerhin so viel Rücksicht auf seinen, wenn auch nur kurzen Aufenthalt im Washington-Hotel genommen, um es für vortheilhafter zu halten, hier nicht wieder einzufehren. Er hatte deshalb bei seiner Ankunft in Hazleton genau

dasselbe gethan, was zwei Tage später Arend that: er durchstreifte die Straßen der Stadt, bis er ein ihm günstig dünkendes Wirthshaus gefunden hatte. Und das war eben das kleine Pacific-Hotel.

Hier weilte er nun bereits seit zwei Tagen, ohne daß er seine Hoffnungen, hier auf den gesuchten Verbrecher zu stoßen, in irgend einer Weise erfüllt sah. Er hatte das Städtchen in diesen beiden Tagen nach allen Richtungen durchstreift und dabei nicht unterlassen, auch der Villa des Kapitans die peinlichste Beobachtung zu schenken, aber von der Entdeckung einer Persönlichkeit, die Wilhelm Arend hieß, war dabei in keiner Weise die Rede gewesen.

Und am heutigen Abend trat der Mann, den er schon seit Wochen suchte, plötzlich in das Zimmer, in dem er saß!

Er hatte ihn auf den ersten Blick erkannt. Sein Auge war zufällig gerade auf die Thür gerichtet, als Arend eintrat, und während diesen der plötzliche Uebergang von der Dunkelheit zur Helle, wie das Jedem geschieht, etwas blendete, hatte er vollkommen Zeit genug gehabt, die Züge des Mannes genau zu er-



kennen, dessen Personalbeschreibung er bei sich in der Tasche trug.

Allein in derselben Minute, in der er ihn erkannt hatte, war er auch mit seinem Plane fertig. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, jetzt eine Vollstreckung des Haftbefehls vorzunehmen, wenn er überhaupt mit Sicherheit darauf rechnen wollte, den Verbrecher in seine Hände zu bekommen. Er war allein, und wenn ihm vielleicht auch als einheimischem Polizisten die Hilfe der Bürger zu Gebote gestanden hätte, als fremdem würde sie ihm unzweifelhaft fehlen. Dazu war es über jeden Zweifel erhaben, daß Arend sich seiner Verhaftung nicht freiwillig unterwerfen werde, und daß er bei einem etwaigen Widerstande in seinen Mitteln dazu keinesfalls wäherlich sein werde. Von hier fortzugehen und Hilfe herbeizuholen, wäre aber sicherlich das Thörichteste von Allem gewesen, was überhaupt gethan werden konnte, denn es hätte sicherlich zu nichts anderem gedient, als den Verbrecher aufmerksam zu machen, und damit gleichzeitig daran zu erinnern, daß er wohl daran thun werde, auf seine Sicherheit bedacht zu sein.

Deshalb schien Heinrich Tappmann von dem neuen Gaste nicht die allgeringste Notiz zu nehmen, und damit erreichte er, was er wollte: es schwand bei dem Anderen, der freilich lediglich durch eine Tappmann vollständig fremde Ursache auf ihn aufmerksam geworden war, jeder Verdacht, daß er etwa beobachtet werden könne.

Weiter geschah an diesem Abende nichts.

Die Reisenden legten sich gegen Mitternacht im Pacific-Hotel zu Bette und schliefen bis zum lichten Morgen, wenn ihre Geschäfte sie nicht früher von dannen trieben.

Wilhelm Arend stand gegen neun Uhr auf, machte seine Toilette und verließ darauf das Haus. Seine Zecher hatte er am Abende vorher bezahlt.

Er schlenderte die Straße hinab wie Einer, der zu allen Dingen, welche er vornimmt, ungemein viel Zeit besitzt. Aber er hatte seine gute Absicht dabei; er wollte sich überzeugen, ob er etwa beobachtet werde. Aber wenn er sich auch wiederholt rasch umkehrte und mit scharfem Blicke die Fenster des Hotels streifte, ob ihn von da aus ein Auge verfolge, er vermochte nicht das Geringste zu bemerken.

So bog er in die nächste Straße ein, durchschlenderte diese und kam in die dritte. Jetzt hatte er Gewißheit, daß ihn Niemand verfolgte.

Sobald er an das erste Restaurant kam, das ihm in dieser Straße aufstieß, trat er ein, forderte ein Glas brandy and water, dieses beliebte Getränk für seinen daran gewöhnten Gaumen, und lehnte sich an die Bar (Schänktisch), während er das kleine Glas in mäßigen Schlucken leerte.

Der Wirth stand hinter dem Schänktisch und fragte: „Fremd hier in der Stadt, Sir?“

„Mir ist gesagt worden, ein Mister Allings wohne hier, der mir von früher her bekannt ist. Ist's an dem?“

„Wenn Sie den Kapitän Allings meinen, wie ich vermüthe, Sir,“ entgegnete der Wirth, „so kann ich Ihre Frage bejahen. Mister Allings ist hier anständig.“

„Also bin ich am rechten Platze. Wo liegt sein Haus?“

„Wenn Sie die nächste Straße rechts nach dem Markte hinuntergehen und denselben schräg überschreiten, dürfen Sie nur der Straße folgen, die sich Ihnen dort öffnet. Sie gelangen dann in gerader Richtung zu der Allings'schen Villa, die etwa fünfhundert Schritte vom letzten Hause der Stadt entfernt liegt.“

„Danke,“ erwiderte Arend, trank sein Glas aus und ging fort.

Als er auf die Straße gelangte, war seine linke Faust geballt, und seine Stirn in Falten gezogen.

„Ich will mich hängen lassen an den ersten Baum, dem ich begegne,“ so waren seine Gedanken, „wenn ich meine Kalkulationen nicht mit einer Klugheit gemacht habe, die eines der sieben Weisen Griechenlands werth und würdig wäre! Allings'sche Villa sagte der Mann. Das ist also die Villa Numero zwei. Und wer zwei Villen hat, dem fehlt es auch nicht an Bewohnern, sie zu bevölkern. Das also ist das Geheimniß, das Du mir verbargst, Arno Allings, und um deswillen Du mich abhieltest, als ich Dir zum ersten Male wieder begegnete, meine Schwester zu sehen? Meine Schwester! War sie dort oder ist sie hier? Darüber werde ich Gewißheit haben, bevor ich eine Stunde älter geworden bin.“

Er ging die Straße hinunter, kam auf den Markt, überschritt diesen in der Diagonale und gelangte der geraden Richtung folgend bis an die letzten Häuser der Stadt.

Von hier aus sah er in kurzer Entfernung vor sich ein Landhaus liegen, das mit seinem Vorgarten an die Straße grenzte, während es sich rückwärts an eine kleine Laubwaldung anlehnte, die bereits in den ersten bunten Farben des Herbstes schimmerte.

Das war das Haus, das er suchte.

Er war einen Augenblick im Zweifel, ob er der frühen Morgenstunde wegen eintreten solle. Aber er überwand dieses Bedenken rasch. Unmöglich konnte er hier auf der Landstraße warten.

Er durchschritt den Vorgarten und trat durch die Hausthür in den Flur. Ein schwarzer Diener kam ihm entgegen.

„Mistress Allings zu sprechen?“ fragte er.

Der Neger sah den frühzeitigen Besucher mit weit aufgerissenen Augen an.

„Glaube kaum,“ erwiderte er, „daß so frühzeitig Besuch angenommen wird. Aber ich will durch das Mädchen anfragen lassen. Ihr Name, Sir?“

„Palmer. Lassen Sie sagen, daß ich Nachrichten vom Kapitän bringe.“

„Haben Sie die Güte, Sir, bis ich Antwort bringe, hier in's Besuchszimmer einzutreten.“

Der Neger verschwand nachdem er dem Gaste die Thür des genannten Zimmers geöffnet hatte.

Arend blieb einige Minuten allein. Er betrachtete während der Zeit die Einrichtung des Zimmers; sie war eine sehr anständige und deutete zur Genüge an, daß der Besitzer mit pekuniären Sorgen schwerlich zu kämpfen haben konnte.

Der Besucher lächelte. Es war ein garstiges, häßliches Lächeln, und ließ erkennen, wie sehr ihn seine Betrachtungen befriedigten, weil sie ihm Aussicht machten, er werde das zu erlangen im Stande sein, was er hier suchte.

Die Thür ging auf, Mistress Allings trat ein. Sie war im Morgenkleide und anscheinend in einiger Aufregung; sie war von der Meldung überrascht worden, daß sie Nachrichten von ihrem Gatten empfangen sollte, nachdem dieser erst seit so wenigen Tagen wieder von ihr getrennt war.

„Die frühe Morgenstunde, Sir,“ sagte sie, indem sie ihren Gast, ohne ihn aufmerksam zu betrachten, mit einer Handbewegung einlud, Platz zu nehmen, „beweist mir, daß die Nachrichten, die Sie mir bringen, wichtige sind.“

Er antwortete nicht sogleich, er fixirte sie nur mit seinen stehenden Blicken. Als sie aber, verwundert über sein Schweigen, zu ihm aufblickte, sagte er gelassen: „Es scheint, daß Du in der langen Zeit, in der Du mich nicht sahst, etwas an den Augen gelitten hast, Marie.“

„Wilhelm!“ Dieser einzige Ausruf voll Angst und Entsetzen trat auf ihre Lippen. Sie war todtbleich und zitterte heftig; ein Rebel schien sich vor ihre Augen zu legen und ihr das Bewußtsein zu entziehen. Wie gebrochen sank sie in den Kissen des Sopha's zusammen, indem sie ächzend die Hände vor das Gesicht legte.

„Ein recht sonderbarer und wenig lebenswürdiger Empfang für einen Bruder, den man zwölf lange Jahre nicht gesehen hat,“ fuhr der Besucher fort, indem er das arme Weib mit einem höhnischen Zucken in seinen Mundwinkel, aber sonst mit vollkommener Ruhe betrachtete. „Das Unglück, mich wieder zu sehen, scheint bei Dir ebenso groß zu sein, als bei Deinem Gatten die Freude war, als er mich bewillkommen durfte. Er sagte Dir wahrscheinlich, ich sei in Singapore am gelben Fieber gestorben.“

Die Erwähnung des Gatten schien sie wieder zu sich zu bringen. Sie nahm die Hände vom Gesicht und richtete sich auf. Ein trotziger, fester Zug trat auf die Parthie um ihren Mund, und ihre Stimme klang rau, als sie antwortete: „Nimm den Namen eines ehrenhaften und braven Mannes nicht auf Deine Lippen, Wilhelm, denn sie beslecken ihn. Ich war nicht darauf vorbereitet, Dich in diesem Leben wiederzusehen. Arno sagte mir, daß er Dich damals krank im Spital von Singapore habe zurücklassen müssen. Wenn aber die Bitten eines Weibes und einer Schwester am Throne des Allmächtigen je von Gewicht gewesen wären, so würde ich Dich nicht wieder gesehen haben, Du Fluch meines Lebens!“

„Vortrefflich,“ versetzte er mit höhnischem Lachen, „ganz vortrefflich! So gefällt Du mir, Marie! Das ist Dein wahres Gesicht. Ich sah in der letzten Zeit so viele Menschenfragen, die nichts weiter aufzuweisen hatten, als die Lüge, und deshalb dünkt es mich eine wahre Erquickung, einmal ein Menschenantlitz zu sehen, das keine Larve trägt.“

„Du wirfst mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich jemals meine innersten Gedanken über Dich, den Auswurf der Familie, geheim gehalten hätte. Aber das bei Seite! Was willst Du hier? Du kommst doch mit keiner anderen Absicht, als um den Frieden einer glücklichen Familie zu stören?“

„Du wirfst mit jeder Minute bewundernswürdiger. Ich komme, den Frieden einer glücklichen Familie zu stören! Ausgezeichnet! Es ist also Alles noch Honigseim, trotz einer achtzehnjährigen Ehe? Das war bei diesem Musterbilde eines ehrenwerthen Gatten natürlich gar nicht anders zu erwarten. Ich suchte Dich drüben in Europa, Kind, aber ich fand dort“ — er lachte — „etwas anderes als Dich. Rathe einmal was?“

„Du gibst Dir umsonst Mühe, durch Deine geheimnißvolle Frage meine Neugierde zu erregen; ich bin meines Glückes sicher, wenn nur Du von mir ferne bist. Laß mich wissen, was Du von mir begehrst; Du sollst es haben, wenn es in meiner Macht liegt, es zu gewähren — unter der Voraussetzung, daß sich damit unsere Wege trennen.“

„Die Neugierde hast Du abgelegt, Kind? Das ist ein Zeichen für Dein Fortschreiten in der Erkenntniß, das Du mit sehr wenig Weibern gemein hast. Meine Neugierden haben übrigens Zeit. Sie sind bei mir an dem besten Ort und werden an's Tageslicht kommen, bevor Du mich diesem Heim einer glücklichen Familie den Rücken wenden siehst. Ich gedenke nämlich einige Zeit mit Dir Dein Glück zu theilen, Schwester, das Glück, das Dir die liebende Hand Deines zärtlichen Gatten bereitet hat.“

„Elenor,“ rief sie erregt, „ich werde Mittel

finden, um Dich zu zwingen, mich zu verlassen!"

Er stand auf und legte Ueberrock und Hut ab.

"Ich bleibe," sagte er, "es ist bei Dir ganz nett!"

Sie maß ihn todtenblaß mit zornfunkelndem Auge.

17.

Heinrich Tappmann war dem Plane, den er beim ersten Erblicken Arend's gefaßt, in keiner Weise untreu geworden; er hatte daran festgehalten, sich so zu benehmen, daß Jenem unmöglich auch der allergeringste Verdacht aufsteigen konnte, er werde beobachtet.

Es kam für ihn jetzt vor Allem darauf an, sich mit thunlichster Schnelligkeit der Person des Verbrechers zu bemächtigen; lag doch die Annahme nur zu nahe, daß Jener den Versuch machen würde, in das Haus des Kapitäns einzudringen. Welche Gefahren konnten daraus nicht für zwei schwache Frauen ohne jeden männlichen Schutz einem Menschen gegenüber erwachsen, der in dem Gebrauche der Waffe so wenig bedenklich war, als Arend!

Von einem Versuche, ohne die Unterstützung der Polizei den Verbrecher festzunehmen, konnte selbstverständlich keine Rede sein. Tappmann war seinen Verpflichtungen durch die Verfolgung und Entdeckung des Mannes nachgekommen, um deswillen er den vaterländischen Erdtheil verlassen hatte; die Haftnahme war Sache der Behörde, und er hatte dabei nichts anderes zu thun, als sie zu veranlassen.

Er begab sich deshalb eine Viertelstunde später, als Arend das Haus verlassen hatte, nach dem Polizeibureau, dessen Lage er bereits kannte, zeigte seine Vollmachten und den Verhaftsbefehl des Polizeichefs von New-York vor und stellte den Antrag auf sofortige Verhaftung des Verbrechers, der augenblicklich in Hazleton selbst weilte.

Er staunte nicht wenig, als er bei dem Beamten nicht auf die geringste Geneigtheit stieß, seinem Antrage Folge zu leisten.

"Ich bin weit entfernt," sagte dieser, "die mir von Ihnen vorgelegten Papiere bezüglich ihrer Richtigkeit in irgend welche Zweifel zu ziehen. Allein der Fall liegt für mich, der ich mit den einschlagenden Verhältnissen sehr genau vertraut bin, weit anders, als für Sie, Sir, der Sie diese Verhältnisse nicht kennen. Sie sagen mir, dieser Arend, den Sie gesucht und hier gefunden zu haben vermeinen, stünde in nahen Beziehungen zu Kapitän Allings und seiner Familie. Vermögen Sie mir über diese Beziehungen etwas Näheres anzugeben?"

"Ueber diese Beziehungen, nein," versetzte der Deutsche, "allein wie meine Unkenntniß derselben auf Ihre mich nicht wenig befremdende Abweisung meines Antrages Einfluß haben kann, das ist mir, wie ich Ihnen gestehen muß, vollkommen unverständlich."

"Es wird Ihnen sogleich verständlich werden, wenn Sie die Güte haben wollen, mich weiter anzuhören. Kapitän Allings genießt mit seiner Familie den Ruf vollkommenster Rechtlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit in dieser Stadt. Das ist nicht das Urtheil eines Einzelnen, es ist der Ausdruck der Ansicht der gesamten Bevölkerung, der Privaten sowohl, als der Behörden. Sie werden in Hazleton nicht einen einzigen Menschen finden, der anders in solcher Beziehung denkt, als ich. Wer mit einer solchen Familie in naher Verbindung steht, was nach Ihrer Darstellung bei diesem Arend doch angenommen werden muß, gewinnt hierdurch schon einen sehr soliden Hintergrund. Nun ist mir jedoch sehr wohl außerdem bekannt, daß Mistreß Allings eine geborene Arend ist, und wenn das auf der einen Seite Ihre Vermuthungen von nahen Beziehungen nur

bestätigt, so gibt es mir auf der anderen die Gewißheit, daß wir in der von Ihnen beargwohnten Person einen sehr nahen Verwandten der Familie, vielleicht selbst den Schwager des Kapitäns vor uns haben. Es fehlt mir zwar an jedem Mittel, Ihnen eine solche Vermuthung augenblicklich als Thatsache beweisen zu können; allein ich sage mir gleichzeitig, daß auch Ihre Annahmen nicht unfehlbar sind, und komme bei allen diesen Erwägungen zu dem strikten Schlusse, daß ich, wenn ich Ihnen, obgleich Sie sich geirrt haben, Folge leiste, einfach risikire, sammt meinen Konstablern vom Pöbel gelyncht zu werden."

Tappmann wäre sehr wohl in der Lage gewesen, durch eine einfache Darlegung des ganzen Sachverhaltes jedes Bedenken des Beamten zu beseitigen, aber er hätte hier um keinen Preis der Welt ein Geheimniß preisgegeben, das einem Anderen gehörte und in dessen alleinigem Besitze er sich augenblicklich wähnte.

"Wessen bedarf es," fragte er deshalb nach kurzem Nachdenken, "um Ihre Bedenken zu beseitigen und Sie geneigt zu machen, meinem Antrage nachzukommen?"

"Ich will Sie zuvor ersuchen, Sir," entgegnete der Andere, "noch einmal reiflich mit sich zu Rathe zu gehen, ob in der That die Möglichkeit eines Irrthums von Ihrer Seite hier nicht vorliegen dürfte. Ich bitte Sie, dabei die Folgen nicht aus dem Auge zu verlieren, die für Sie und uns entstehen würden, wenn hinterher ein solcher Irrthum sich konstatiren lassen würde."

"Es liegt mir fern, mich mit Ihnen in dieser Beziehung auseinander zu setzen. Ich nehme jede Verantwortung auf mich und frage Sie, ob Sie unter diesen Verhältnissen bereit sind, mir Ihre Unterstützung zu gewähren?"

"Wenn es so steht, so werde ich auf eine zuvorige Spezialanweisung der Centralstelle in New-York Ihnen meine und die Unterstützung meiner Leute zur Verfügung stellen."

"Jedenfalls ist es das Sicherste, wenn Sie diese Spezialanweisung selbst einholen. Ich lasse Ihnen zu dem Zwecke meine Vollmachten und sonstigen Papiere hier, damit Sie damit nach Gutdünken verfahren; ich werde um elf Uhr wieder vorsprechen."

Er ging.

(Fortsetzung folgt.)

Giovanni Nicotera.

(Mit Porträt auf Seite 209.)

Unter den italienischen Staatsmännern der Gegenwart ist einer der am meisten genannten der gegenwärtige Minister des Innern, Giovanni Nicotera, einer der Pentarchisten oder Führer der alten historischen Linken. Nicotera (siehe das Porträt auf S. 209) ist am 9. September 1828 in Calabrien geboren, studirte die Rechte und schloß sich früh dem revolutionären Bunde des "jungen Italien" an. 1848 theilte er sich an dem Aufstande in Calabrien und trat dann als Offizier in die Armee der römischen Republik. 1849 verwundet, lebte er zurückgezogen in Turin, bis er sich 1857 einer von Mazzini angeführten Erhebung anschloß, auf der er schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. Nicotera wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, aber 1860 durch Garibaldi befreit, der ihn als Offizier in seine Freischaaufnahm. Im Parlamente, wo er zu den Vorkämpfern der republikanischen Partei gehörte, war Nicotera Vertreter der Stadt Salerno und trat im März 1876 als Minister des Innern in das erste Kabinett Depretis. Er schritt namentlich gegen das Brigantenwesen auf Sicilien mit rücksichtsloser Strenge ein, machte sich aber auch vielfach unbeliebt und mußte am 16. Dezember 1877 auf Veranlassung seiner Kollegen zurücktreten. Der rachsüchtige Südtalener spann darauf Ränke gegen alle folgenden Ministerien und brachte mehrere zu Falle. Als der Marschese di Rudini im Anfange des Februar 1891 sein Ministerium bildete, hielt er

es daher für nöthig, sich mit Nicotera zu verständigen, worauf dieser als Minister des Innern in das neue Kabinett trat.

Buschfaze und Wüstenhühner.

(Mit Bild auf Seite 212.)

Eines der schönsten und interessantesten Kagenthiere ist der Serval, der in ganz Afrika in einigen Varietäten vorkommt, deren eine von den holländischen Ansiedlern im Kaplande Buschfaze, d. h. Buschkaze, genannt wird. Die Buschkaze hat eine Körperlänge von etwa 1,35 Meter (wovon 35 Centimeter auf den Schwanz kommen) und eine Schulterhöhe von 50 Centimeter, ist also um ein Drittel größer als unsere europäische Wildfaze. Das mit schwarzen Flecken getigerte, weiche und glänzende Fell ist oben fahlgelb und unten weiß. Die Lebensweise der Buschkaze hat Vieles mit der unserer Wildfaze gemein; im südlichen und östlichen Afrika bevorzugt sie als Standort die Wälder und buschigen Niederungen, woher ihr Name rührt. Besonders gern stellt sie den Wüsten- oder Sandflughühnern nach, die über ganz Afrika in verschiedenen Arten verbreitet sind. Sie haben etwa die Größe unseres Rebhuhns, aber mehr von der Gestalt der Tauben, als jener der Feldhühner, gleich denen sie gesellig in Vögeln von 12 bis 30 Stück leben. Da sie Meilen weit nach Wasser fliegen, so lauern ihnen Fuchs und Buschkaze, ihre eifrigsten Feinde, in der Nähe der Tränken auf, und unser Bild auf S. 212 führt uns in naturgetreuer Darstellung eine Buschkaze vor Augen, welche sich an ein Volk Wüstenhühner anzuschleichen sucht.

An der Wiege.

(Mit Bild auf Seite 213.)

Unzählige Male bereits haben uns die Maler eine junge Mutter am Bettchen ihres Erstgeborenen vorgeführt, und doch sieht man einen derartigen Vorwurf immer wieder gern behandelt, wenn der Künstler es versteht, dem bekannten Vorgange eine neue Seite abzugewinnen. Das ist August Krauß gelungen, dessen hübsches Genrebild „An der Wiege“ wir auf S. 213 im Holzschnitt wiedergeben. In einem mit echt altväterlicher Einfachheit und Gediegenheit ausgestatteten Schlafzimmer sehen wir eine junge, mit der kleidsamen altdeutschen Tracht angeathene Mutter an der Wiege ihres eben erwachten Lieblings. Zauchend streckt der Kleine das dicke Aermchen nach dem ihm vorgehaltenen Puthengesicht, einem an einem Bande hängenden Georgsthaler, aus, den er fortan als Schmuck und glückbringenden Talisman um den Hals tragen soll.

Der Gefangene des Schlosses If.

Historische Erzählung

von

Valentin Fern.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war im Frühling des Jahres 1716. Ludwig XIV. war ein halbes Jahr zuvor gestorben und Herzog Philipp von Orleans beherrschte als Regent im Namen des minderjährigen Ludwig XV. Frankreich.

Gouverneur des festen Schlosses und Staatsgefängnisses If, belegen an der Küste des Mittelmeeres auf einem felsigen Inselchen nahe bei Marseille, war damals Herr v. Jonquières.

Der Abendsonnenschein vergoldete das alte Schloß, weit hinaus erglänzte das Meer wie flüssiges Silber, weiße Wolken zogen am Himmel daher, nur leise rauschte die Brandung an den Felsen. In seinem Speisezimmer saßen der Gouverneur, sein Lieutenant Paulmier und zwei Offiziere von der Garnison zu Marseille, die zum Besuch anwesend waren, am Spieltisch. Das hohe Bogenfenster war geöffnet; wenn die spieleifrigen Herren einmal aufblickten, so konnten sie den Hafen von Marseille in seiner ganzen Pracht überschauen.

"Ich glaube, Herr Gouverneur, es kommt ein neuer Besuch," sagte Lieutenant Paulmier plötzlich und zeigte auf das Wasser hinaus,

auf dem eine kleine Barke dem Felsenschlosse zu glitt.

„Vielleicht wird ein neuer Gefangener eingebracht,“ meinte einer von den Gästen.

„Nein,“ versetzte der Lieutenant; „es sind keine Gendarmen im Boote; ich sehe keine Uniform. Der einzige Passagier ist ein schwarzgekleideter Herr.“

„Fahren wir fort, meine Herren!“ rief der zweite Gast und begann die Karten zu mischen.

„Einen Augenblick Geduld, wenn ich bitten



Buschkatze, Wüstenhühner anziehend. (S. 211)

darf!“ sagte aber der Gouverneur und trat an's Fenster.

Das Boot wurde draußen angerufen. Der schwarzgekleidete Herr sprach einige Worte, worauf der Posten „Passirt!“ rief. Der Schwarzgekleidete stieg an's Ufer und schritt durch's

Schloßthor. — Jetzt trat ein Diener in das Zimmer ein und meldete: „Ein Bote von Seiner Hoheit dem Herrn Regenten!“

„Führt ihn sogleich herein, Mathurin!“ gebot der Gouverneur.

Der schwarzgekleidete Herr erschien im Sa-

lon, verneigte sich und überreichte einen großen, viereckigen Brief, indem er sagte: „Von Seiner Hoheit dem Herrn Regenten!“

Joncquière's öffnete rasch den Brief, überflog die wenigen Zeilen und stieß einen Ruf des Erstaunens aus.



An der Wiege. Nach einem Gemälde von August Krauß. (E. 211)

„Die Begnadigung und Freilassung des Grafen Louis v. Cambes!“

Der Schwarzgekleidete nickte bestätigend.

„Wer seid Ihr, mein Herr?“ fragte der Gouverneur.

„Ich bin Etienne Thomassin, Haushofmeister der verstorbenen Frau Gräfin v. Mioffans.“

„Und wie kommt Ihr dazu, einen solchen Auftrag zu überbringen?“

„Die Frau Gräfin v. Mioffans war die Tante des Herrn Grafen v. Cambes, der nun ihr Erbe ist.“

„Ah so!“

„Die Frau Gräfin hat bei ihren Lebzeiten sehr häufig um die Begnadigung ihres Neffen sich bemüht; leider wollte der hochselige König nichts davon hören. Erst der Herr Regent hat ihre inständige Bitte erhört. So hatte sie denn den Trost, noch auf ihrem Sterbelager, zwei Tage vor ihrem Tode, die ersehnte Begnadigung des Herrn Grafen zu empfangen.“

„Und nun ist der Graf ihr Erbe?“

„Ja, Erbe des Gutes Beauval bei Toulouse, mit vierzigtausend Livres Einkünften.“

„Parbleu, das nenne ich eine Veränderung! Aus dumpfer Kerkernacht emporzustiegen, um plötzlich Millionär zu werden! — Lieutenant Paulmier,“ wendete sich der Gouverneur dann an seinen Untergebenen, „holt den gefangenen Grafen Louis v. Cambes aus der Zelle No. 18!“

Der Lieutenant schnallte seinen Degen um und verließ das Zimmer.

„Seit wie lange ist der Graf v. Cambes hier in Haft?“ fragte der eine Offizier.

„Seit fünfzehn Jahren,“ antwortete der Gouverneur. „Ich habe ihn von meinem Vorgänger übernommen, dem Herrn v. Labedoyère.“

„War er zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt?“

„Ja, durch einen geheimen Haftbefehl des hochseligen Königs.“

„Weiß man, weswegen?“

„Gewiß; Graf Louis v. Cambes wurde zu lebenslänglicher Einsperrung im Schlosse If verurtheilt wegen eines schändlichen, heimtückischen Mordes.“

„Aus unglücklicher Liebe,“ setzte der alte Haushofmeister mit trübem Lächeln hinzu. „Der Teufel, genannt Eifersucht, verführte ihn zu der bösen That.“

„Wo geschah dies?“

„In Toulouse. Graf Louis v. Cambes diente dort als Lieutenant bei den Dragonern. Er liebte die Marquise v. L. und tödtete im Zorn einen Nebenbuhler, hinterrücks und meuchlerisch, das ist wahr. Deshalb wurde er eingekerkert.“

„Und der Graf hatte keine Freunde, die ihm aus der Noth helfen konnten?“

„Er hatte wohl gute Freunde genug, aber keine von solchem Einfluß bei Hofe. Seine Eltern waren damals längst schon todt; er selbst arm und verschuldet. Nur seine gute würdige Tante vergaß ihn nicht; sie lebte gerade lange genug, seine Freilassung zu erwirken und ihn zu ihrem Erben einzusetzen.“

Jetzt wurden draußen Schritte laut. Lieutenant Paulmier erschien, und mit ihm der Gefangene, ein hagerer, aber schöner Mann mit bleichem Antlitz, melancholischen Augen und langen Haaren, deren ehemaliges Braun die lange Kerkerhaft hatte ergrauen lassen. Auch der Schreiber trat ein mit dem Gefängnißregister, Protokoll und Schreibzeug, und nahm an einem seitwärts befindlichen Tische Platz.

„Graf Louis v. Cambes,“ sagte der Gouverneur, „ich habe soeben den Befehl des Herzog-Regenten erhalten, der Euch Begnadigung bringt. Ihr seid nun frei und könnt hingehen, wohin Ihr wollt. Schreiber, fertigt darüber ein Protokoll aus.“

Der Bleiche schwieg. Der Haushofmeister war aufgestanden. Er verneigte sich tief vor

dem freigelassenen neuen Gebieter und sagte mit bewegter Stimme: „Herr Graf, Ihr seid Universalerbe Eurer seligen Tante, der Frau Gräfin v. Mioffans, Euch gehört das schöne Gut und Schloß Beauval. Ein Wagen wartet in Marseille, um Euch nach Eurem Schlosse zu bringen.“

Noch immer schwieg der Bleiche.

Da schaute Thomassin scharf dessen Züge an. Er gerieth dabei sichtlich in Verlegenheit, wischte sich den Schweiß von der Stirne, hustete, räusperte sich gestungen und stotterte endlich: „Herr Gouverneur, ich bitte um Verzeihung, aber hier muß offenbar ein Irrthum obwalten, denn dieser Herr ist nicht der Graf Louis v. Cambes.“

„Was?“ rief Jonequière im Uebermaß des Erstaunens. „Was sagt Ihr da?“

„Dieser Herr ist nicht der Graf Louis v. Cambes,“ wiederholte Thomassin. „Darauf will ich schwören. Ich habe vor vielen Jahren den jungen Grafen oft gesehen und würde ihn trotz der langen Haft wieder erkennen.“

„Da kann ich Euch zu meinem Bedauern wirklich nicht helfen, Herr Thomassin,“ sagte der Gouverneur. „Dieser Gesagene ist mir von meinem Vorgänger im Amte, Herrn v. Labedoyère, als Graf Louis v. Cambes, eingeschlossen in Zelle No. 18, überliefert worden. Er ist nun freigegeben, laut Befehl des Regenten, und mag gehen, wohin er will, mit Euch oder ohne Euch.“

Der Haushofmeister schaute mit bedenklicher Miene den Bleichen an und schien in seinem Gehirn eine Frage zu konstruiren. Aber bevor er den Mund aufthat, mischte der Schreiber, der im Protokoll geblättert, sich in's Gespräch.

„Ist's erlaubt, Herr Gouverneur, ein Wort zu sagen?“

„Sprecht, Grevin.“

„Nun, hier habe ich das Protokoll über die Ankunft des Gefangenen aufgeschlagen. Es war ein Militärkommando, welches ihn brachte, ein Hauptmann und zwei Gefreite. Der Hauptmann, Lorin mit Namen, gab an, daß sein Häftling unterwegs todsüchtig geworden sei und simulire; derselbe gebe sich für einen Studenten der Medicin, Charles Reboul aus Montpellier aus, indem er nach gerichtlicher Untersuchung verlange und seine angebliche Unschuld behaupte. Auch vor dem Kommandanten, Herrn v. Labedoyère, erklärte der Gefangene dies, doch wurde ihm kein Glauben geschenkt; man achtete nicht auf seine tollern Reden, sondern schaffte ihn sofort, dem königlichen Befehle gemäß, in Haft.“

„Hm, hm,“ brummte der Gouverneur.

„Mein Herr,“ sagte Thomassin zu dem angeblichen, noch immer schweigenden Grafen, „wollt die Güte haben, gewissenhaft zu erklären, wer Ihr in Wahrheit eigentlich seid.“

Der Bleiche sprach dumpf und mit einem Anfluge von Hohn: „Ich habe jahrelang behauptet, daß ich Charles Reboul aus Peronne sei, im Jahre 1701 Student der Medicin zu Montpellier, und man hat meinen Worten nicht geglaubt, sondern mich stets wie einen Tollen behandelt, dessen Geschwätz keine Beachtung verdiene.“

„Ganz natürlich, da Ihr unter amtlicher Legitimation als Graf Louis v. Cambes hier eingeliefert wurdet,“ bemerkte der Gouverneur.

„Wenn ich nun ohne Weiteres anerkenne, daß ich der Graf Louis v. Cambes bin, werde ich dann endlich aus dem verwünschten Steinloche befreit?“

„Das versteht sich! Es ist der Befehl Seiner Hoheit des Regenten.“

„Wohl, so erkläre ich also, daß ich der Graf Louis v. Cambes bin!“

„Mein Herr, ich protestire dagegen!“ rief Thomassin bestürzt. „Ich bestreite die Identität.“

„Wie der Herr Gouverneur sagt, bin ich

als Graf Louis v. Cambes amtlich legitimirt, und Ihr müßt mich sonach als solchen anerkennen.“

Kathlos sah der Haushofmeister der Reihe nach alle Anwesenden an.

„Ich soll diesem Herrn die gräfliche Equipage, die mitgebrachte kostbare Kleidung und eine Summe von zehntausend Livres, die ich bei mir habe, zur Verfügung stellen und ihn nach dem Schlosse Beauval geleiten?“ fragte er.

„Was Ihr thun sollt, will ich Euch sagen,“ sprach der Bleiche. „Hört, was ich befehle!“

„Ich will nicht nach dem Schlosse Beauval. Ich will geradeswegs nach Paris, mit dem Herzog-Regenten sprechen, und das Staatsoberrath möge dann in dieser Sache entscheiden.“

„Recht so!“ rief der Gouverneur billigend.

„Mein Herr, ich bin einverstanden,“ stammelte Thomassin. „Eure Erklärung nimmt mir eine schwere Last vom Herzen. Nach Paris also, da es Euch so beliebt!“

Unter dessen hatte der Schreiber das Freilassungsprotokoll ausfertigt, welches von Jonequière und dem Begnadigten unterzeichnet wurde. Darauf machte der Bleiche eine höfliche Verbeugung vor dem Gouverneur und verließ das Zimmer. Draußen athmete er in langen Zügen die balsamische Luft ein und murmelte ganz verzückt: „O Freiheit! süße Freiheit!“ Er stieg dann in die Barle, Thomassin nahm neben ihm Platz, und bald darauf glitt das kleine Fahrzeug in den Hafen, der nächsten Quaimauer zu.

Jonequière, Paulmier und die beiden Marjeiller Offiziere hatten vom Fenster aus die Abfahrt beobachtet.

„Das ist eine merkwürdige Geschichte,“ sagte der Gouverneur. „Aber gleichviel! Meine Verantwortlichkeit ist gedeckt. Ich habe meine Pflicht erfüllt und wasche meine Hände in Unschuld.“

Acht Tage waren seitdem verflossen. Graf Louis v. Cambes und sein Reisegefährte Etienne Thomassin langten in Paris an. Von Thomassin gefolgt, begab sich der Bleiche in den Palast und wurde von dem Herzog Philipp von Orleans empfangen. Bei demselben befand sich dessen ehemaliger Lehrer, der Staatsrath Dubois, ein charakterloser Mensch, übrigens aber gewandter Diplomat und tüchtiger Staatsmann. Philipp selbst war freilich auch nichts weniger als ein Tugendspiegel; doch fehlte es ihm bei Gelegenheit nicht an Gerechtigkeitssinne, Herzengüte und Edelsinn.

„Nun, mein Herr,“ fragte der Regent, „Ihr kommt also, um mir zu danken?“

„Ja, ich danke Eurer Hoheit unterthänigst für die Gnade, die mich Unglücklichen erlöst hat,“ versetzte der Bleiche. „Und nun bitte ich um Gerechtigkeit! Ich bin kein Graf, kein Verurtheilter, kein Verbrecher, kein Mörder. Ich bin Charles Reboul aus Peronne und war im Jahre 1701 Student zu Montpellier.“

„So erklärt mir rasch Eure Angelegenheit!“ Dubois hob seinen Marderkopf aus einer Menge von Aktenstücken, die vor ihm auf dem Tische lagen, und schaute mit klugen, arglistigen Augen den Bleichen an. Und dieser begann:

„Ich botanisirte eines Tages im Jahre 1701 im Walde, einige Meilen von Montpellier. Es war heiß; ich fühlte mich nach langem Umherstreifen sehr ermüdet. Nahe an der großen Heerstraße, welche durch den Wald führt, legte ich mich unter einen Baum und schlummerte ein. Plötzlich wurde ich jäh erweckt. Ein Offizier und zwei Soldaten rüttelten mich, indem sie schrien: „Haben wir Euch endlich wieder? Nun, Ihr sollt uns nicht zum zweiten Male entwischen!“ Die Glenden zwangen mich, andere Kleider anzuziehen, und als ich mich zur Wehr setzte und um Hilfe schrie, da banden und knebelten sie mich. Unter dessen stand abseits ein bleicher junger Mann, der meine Kleider anzog, darauf dem Offizier freundschaftlich die

Hand schüttelte und im Walde verschwand. Ich wurde in eine Kutsche gesetzt und von der militärischen Eskorte nach Marseille, darauf mittelst einer Barke nach dem Schlosse If gebracht. Hier wurde gesagt, daß ich der Graf Louis v. Cambes sei, verurtheilt durch einen geheimen Haftbefehl des Königs zu lebenslänglicher Einsperrung, wie die amtlichen Papiere auswiesen. Ich leugnete, protestirte gegen die Gewaltthat, aber der Gouverneur, ein Herr v. Labedoyère, fluchte und hieß mich schweigen. Man hielt mich für einen Simulanten und behandelte mich demgemäß. Ich wurde in eine enge Zelle gesperrt und habe darin fünfzehn Jahre lang die Höllepein eines Verdamnten erduldet."

"Das klingt ja doch fast unglaublich," murmelte der Regent kopfschüttelnd.

"O, gnädigster Herr!" rief Reboul erregt, "das sagte der Gouverneur zu If auch, das sagten ebenfalls der Arzt und der Gefängnißaufseher. Niemand schenkte meinen Worten Glauben, Jeder verdamnte mich. Und doch ist, was ich rede, reinste Wahrheit! Hier steht Herr Thomassin, Intendant des Gutes Beauval. Er kannte den jungen Grafen v. Cambes genau und weiß, daß ich nicht mit diesem identisch bin. Ich habe ja doch zu Toulouse keinen Mord verübt; nein, ich bin das unschuldige Opfer eines furchtbaren Verbrechens!"

"Bezeugen kann ich," sagte Thomassin feierlich, "daß dieser Herr nicht Graf Louis v. Cambes und folglich nicht Erbe des Gutes und Schlosses Beauval ist. Was soll nun hinsichtlich dieser großen Erbschaft geschehen? Ich weiß da keinen Rath. Der wirkliche Erbe ist spurlos verschwunden, nachdem er das zweite, nunmehr enthüllte Verbrechen verübt hatte."

Dubois brach plötzlich in ein schallendes Gelächter aus und rief: "Die Sache ist wirklich sehr einfach, gnädigster Herr!"

"Wie so?" fragte der Herzog. "Ich begreife nicht, wie Du darüber lachen magst, Dubois. Die Erzählung des Herrn hier, die ich für wahr halten muß, hat mich erschüttert."

"Zum Teufel!" rief Dubois in seiner ungenirten Weise, "ich zweifle nicht an der Wahrheit des Berichts. Solche schöne Streiche mögen wohl öfters geschehen in unserem Zeitalter der heimlichen Kabinettsjustiz. Dieser Herr da, der sich so einfältig hat überbumpeln lassen, mag nun hingehen, wohin er will, und seine Freiheit genießen. Die Erbschaft ziehen wir ein für den Staatschatz, denn wir können immer Geld brauchen. Oder ist sonst Jemand berechtigt?"

"Niemand als Graf Louis v. Cambes," sagte Thomassin. "Sonst sind keine Erbberechtigte da."

"Doch!" sprach der Herzog, "unzweifelhaft ist Jemand berechtigt. Laß uns einmal zuerst einen Ueberblick über die Sache gewinnen. Der Zusammenhang scheint ziemlich klar. Als dem Offizierstande angehörig, ist Graf Louis v. Cambes von einem Militärkommando eskortirt worden; er hat die dazu Beordneten, muthmaßlich gute Freunde und Bekannte vom Regiment, versührt, so daß sie bereitwillig halfen, den ungeheuerlichen Streich auszuführen, wodurch ein Unschuldiger in's Verderben gestürzt wurde."

"Ja, gnädigster Herr, in's tiefste Unglück!" rief Reboul. "Ich hatte vor fünfzehn Jahren arme Eltern in Peronne, auch eine liebe Braut daselbst. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Vielleicht haben sie sich um mich, den geheimnißvoll Verschwundenen, den Verlorenen, in's Grab gegrämt. Mein Lebensglück ist unwiederbringlich vernichtet. Ich bin erst sechsunddreißig Jahre alt. Doch seht meine grauen Haare an! Die Kerkerlust, die Verzeiung hat sie gebleicht."

Der Regent sann einen Augenblick nach, dann sagte er: "Graf Louis v. Cambes hat

seinen Namen, seine Schande auf Euch abgewälzt und sich damit auch seiner Rechte begeben zu Euren Gunsten, mein Herr. Ihr habt für ihn so viele Jahre die Schmach ertragen, die furchtbarsten Leiden erduldet, nun behaltet auch die Erbschaft, die ihm zugefallen. Seinen mordbesudelten Namen mögt Ihr weit von Euch werfen: sein Gut nehmt als Entschädigung für das Böse, das er Euch zugefügt. Ihr sollt anerkannt werden als Eigenthümer von Beauval. Seid Ihr zufrieden mit meiner Entscheidung?"

"Ja, Hoheit! Und ich danke unterthänigst für die mir erwiesene Gerechtigkeit, Huld und Güte!"

"So wäre diese Angelegenheit erledigt. Lebt wohl, Herr Reboul!"

Charles Reboul verneigte sich ehrerbietig vor dem Regenten und verließ mit Thomassin den Audienzsaal. Draußen sagte er zu dem Haushofmeister: "Ich bin also jetzt Eigenthümer von Beauval. Wollt Ihr ferner mein Intendant sein?"

"Mit Vergnügen! Der Herr Regent hat gerecht entschieden."

"So reiset nach Beauval und setzet Alles zu meinem demnächstigen Empfange in Bereitschaft. Ich reise zunächst nach Peronne."

Schon am selben Abend noch brach Charles Reboul mit Kurierpferden nach Peronne in der Picardie auf, und zwei Tage darnach trat er zur Abendzeit in das ärmliche Elternhaus und fand seinen Vater und seine Mutter wieder, die um ihn, den Verlorenen und längst Todtgeglaubten, fünfzehn Jahre lang getrauert hatten. Mit Freudenthränen empfingen sie ihn und vernahmen seine seltsame Geschichte.

"Wo ist Marie Touchet, meine Braut?" fragte Charles. "Lebt sie noch?"

"Ja, sie lebt, sie weint noch um Dich," sagte seine Mutter.

"Die Edle, die Gute! So viele qualvolle Jahre hindurch war im Kerker der Gedanke an euch, meine Eltern, und an Marie mein einziger Trost. Hat sie mir die Treue gehalten, so halte ich ihr nun auch die Treue; sie soll die Schlossherrin von Beauval werden."

Und Charles Reboul begab sich zu seiner Braut. Welch' ein Wiedersehen nach fünfzehn langen Jahren!

2.

Das Wiedererscheinen des seit so lange geheimnißvoll Verschwundenen erregte in Peronne ungeheures Aufsehen. Nach einigen Wochen fand die Hochzeit des Paares statt. Dann reiste Reboul mit seiner Gattin und seinen alten Eltern nach dem Schlosse Beauval bei Toulouse.

Thomassin empfing in großer Gala die neue Herrschaft und stellte die Dienerschaft, sowie die Dorfbewohner vor, die sehr froh darüber waren, daß sie nicht den blutigen Mörder Louis v. Cambes, sondern dessen unschuldiges Opfer als Herrn und Gebieter begrüßen durften.

Es kam der Herbst heran. Eines Vormittags ging Thomassin über Feld, um nach den Arbeitern zu sehen. Er schritt durch einen Hohlweg, den auf der einen Seite ein Bestand von alten Eichen einsäumte. Da hörte er sich plötzlich angerufen; er blickte auf. Oben auf der Höhe unter einer verkrüppelten Eiche stand ein Mann in Reitertracht, ein Schwert an der Seite. Weiterhin weidete ein Roß.

"Was wollt Ihr von mir, Herr?" fragte Thomassin.

"Kennst Du mich nicht mehr, alter Gauner? Ich bin Derjenige, den Du als Kind so oft auf den Armen getragen hast — bin Graf Louis v. Cambes!"

Entsetzt wich der Intendant zurück.

"Ich will Euch nicht mehr kennen," sagte er. "Ihr seid ein Ruchloser, ein Mörder, und Ihr habt einen Unschuldigen dem Kerker überliefert, der für Euch geöffnet war."

"Paß! Weshalb lag der Tölpel schlafend da unter dem Baume im Walde bei Montpellier?"

"Du seid Ihr die langen Jahre gewesen?"

"In Italien und Oesterreich, in kaiserlichen Kriegsdiensten. Heute reich, morgen arm, das war mein Loos. Eben jetzt befinde ich mich in sehr bedrängten Umständen. Doch ich bin ja begnadigt und ich hoffe —"

"Weicht von hinnen! Fliehet eilends!"

"Schweige, Dummkopf!" schrie der Graf erbost. "Dies schöne Erbe sollte ich im Stiche lassen, das Vermächtniß meiner geliebten Tante Miossanz? Eher will ich verdammt sein! Alles was ich hier sehe, ist mein, mein, mein!"

"Herr Charles Reboul ist durch die Gnade des Regenten rechtmäßiger Eigenthümer von Beauval."

"Der Schelm, der Erbschleicher! Höre, Alter, ich bin doch der rechtmäßige Erbe, unterstütze mich, thue, was ich Dir befehle, und ich will Dich reich belohnen."

"Ich sollte gegen meinen jetzigen Herrn auftreten? Gott behüte mich vor solcher Missethat!"

"Du willst nicht, Glender? Meine Familie hat Dich so lange gesättigt; Du bist fett geworden auf meinem Gute. Ist das der Dank, den Du mir schuldig bist?"

Thomassin schaute sich um und gewahrte einige Bauern und Fuhrleute, die des Weges dahierzogen. Dieser Anblick beruhigte ihn und verlieh ihm Sicherheit.

"Eure Tante war eine edle, gute Dame, deren Andenken ich stets in Ehren halten werde," sagte er. "Ich gebe Euch den Rath, schleunigst diese Gegend zu verlassen. Bleibt Ihr hier, so thue ich, was meine Pflicht ist, und überliefere Euch der Behörde."

"Schuft! Ich habe Lust, Dir mein Schwert in den Hals zu stoßen!"

"Seht Euch vor! Dort kommen handfeste Leute, die Euch wohl greifen können. Ihr würdet gerädert werden."

"Tod und Hölle!" murmelte der ruchlose Graf. "Auf Grund der alten Adelsprivilegien will ich versuchen, der Dame Justiz ein Schnippchen zu schlagen. Noch habe ich einige gute Freunde in Paris, wie ich glaube. Der Regent ist ein lustiger Taugenichts, und sein Kumpan, der Apothekerssohn und Lumpenkerl Dubois, ein Mann, der mit sich sprechen läßt, wenn er dabei seinen Vorthell sieht."

Rath befiel er sein Pferd und galopirte davon, Thomassin kehrte aber nachdenklich in's Schloß zurück.

"Seid auf Eurer Hut!" sagte er zu dem Gebieter. "Ich habe den Grafen Louis v. Cambes gesehen und gesprochen; er ist noch verworfener, als je zuvor." Und er berichtete weitläufig über die Begegnung.

"Ist er noch hier?" fragte Reboul.

"Aus seinen letzten Reden entnahm ich, daß er nach Paris wolle, um gegen Euch zu intriguierten und die Erbschaft an sich zu reißen."

"Das wird ihm wohl nicht gelingen und sein Verderben sein."

Diese Voraussicht erwies sich in der That als richtig. Graf Louis v. Cambes trat nach seiner Ankunft in Paris in Verbindung mit Dubois, dem er die Hälfte seiner Erbschaft anbot, falls der schlangenkluge Staatsrath ihm zur Erlangung derselben behilflich sein wolle.

Dubois ließ sich durch die Aussicht auf eine so große Summe Geldes verlocken, seinen Beistand zu versprechen, und redete mit dem Regenten, der jedoch über den schändlichen Handel in hohen Zorn gerieth. Auf seinen Befehl mußte Dubois eine Zusammenkunft mit dem Grafen v. Cambes veranstalten.

"Es thut mir leid, Graf, daß ich dies Geschäft nicht mit Euch machen kann," sagte Dubois mit dem Lächeln eines höhnischen Satans. "Ich für meine Person würde mich wirklich sehr gerne darauf einlassen; aber der

Herzog ist ein eigensinniger Schuljunge, der auf seinen verständigen Lehrer nicht hören will. So bleibt mir denn leider nichts anderes übrig, als in Bezug auf Eure werthe Person den Befehl des Regenten zur Ausführung zu bringen.

„Was ist das für ein Befehl?“ fragte der Graf besorgt.

Dubois klingelte. Ein Offizier und vier Gendarmen traten in's Zimmer.

„Dieser Befehl!“ sagte der Staatsrath und zeigte einen vom Regenten unterzeichneten geheimen Haftbefehl.

„Ich soll also —“ stotterte der Graf.

„Ihr sollt sofort nach dem Schlosse If gebracht werden! Dort sollt Ihr in der Zelle No. 18 fünfzehn Jahre sitzen für den hübschen Mord in Toulouse und fünfzehn Jahre für den geistreichen Menschenraub im Walde von Montpellier. Das sind ja nur lumpige

dreißig Jahre; nach Verlauf derselben werden wir sehen, was weiter zu thun ist, wenn wir dann Alle noch am Leben sind.“

Graf Louis v. Cambes stieß einen Wuthschrei aus und wollte sich auf den Staatsrath stürzen, aber die Wachen hielten ihn zurück.

„Lumpenkerl!“ schrie er wild, „Du hast mich verrathen!“

„Ich konnte nicht anders, mein Herr Graf,“ sagte Dubois sehr höflich, „der Regent wollte nicht auf meine weisen Rathschläge hören. Uebrigens,“ setzte er höhnisch lachend hinzu, „weßhalb waret Ihr so einfältig, Euch in die Höhle des Löwen zu wagen?“

„Schurke!“

„Fort mit dem Schuft!“ schrie der Staatsrath. „Legt ihm Ketten an, wenn er sich sträubt!“

Der Gouverneur des Schlosses If, Herr v. Jonquière, und dessen Lieutenant Paul-

mier waren äußerst erstaunt, als sie nun den richtigen Grafen Louis v. Cambes in Verwahrung erhielten. Uebrigens hatten sie ihn nicht lange zu bewachen. Er verfiel in Tobsucht und schon im zweiten Jahre seiner Gefangenschaft hauchte er seine verworfene Seele aus.

Charles Reboul blieb unangefochten im Besitze des Gutes Beaubal. Er lebte noch lange genug, um seine Kinder heranwachsen zu sehen und durch viele Jahre eines glücklichen und zufriedenen Daseins die entsetzliche Zeit seiner Gefangenschaft aus seiner Erinnerung zu tilgen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Operationsfurcht vor hundert Jahren. — Es ist außerordentlich interessant zu sehen, wie man sich vor hundert Jahren vor einer uns heute gering-

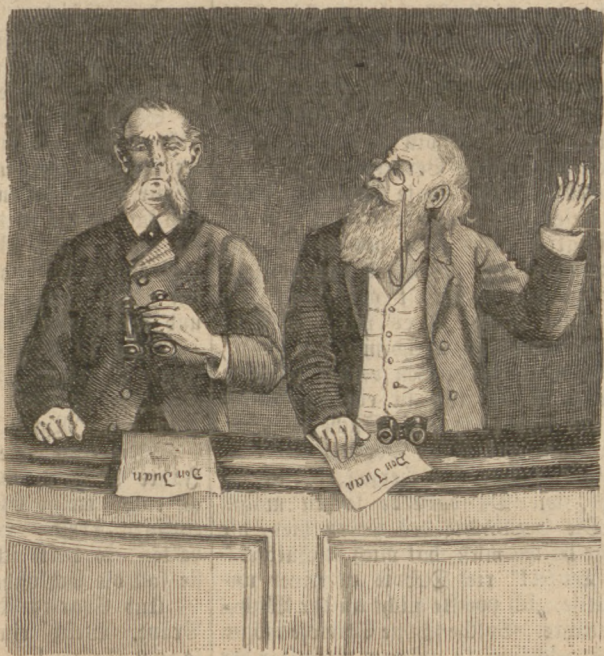
Humoristisches.



Entsagungsvoll.

Ich begreife wirklich nicht, Wilhelm, wie Du den ganzen Tag so herumfaulenzen magst! Bei solchem Wetter wie heute ist es doch ein wahres Vergnügen, zu arbeiten.

— Mag sein, aber man muß sich auch zuweilen ein Vergnügen verjagen können!



In der Oper.

Enthusiast: Herrlich! Phänomenal! dieser neue Tenor! Der Mensch hat ja Millionen in seiner Kehle stecken!

Rebensitzender Herr (Schneider): Na, wäre mir lieb, wenn er davon wenigstens die 250 Mark herausbringen wollte, die er mir noch für seine letzten beiden Anzüge schuldig ist!

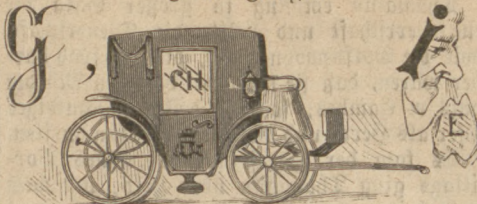
fällig erscheinenden Operation benommen hat. Der berühmte Historiker Johannes v. Müller sollte an einer Zahnfistel operirt werden. Einen Tag vor der Operation — am 14. August 1789 — schreibt er folgendermaßen an seinen Bruder: „Morgen früh wird meine Fistel operirt. Mein Friseur hat Messen für mich lesen lassen; meine Magd geht täglich dreimal zur Kirche; mein Hauswirth mit seinem ganzen Hause fastet drei Tage. Ich habe alle rückständigen Briefe beantwortet, meine Geldsachen und dergleichen geordnet, Papiere, die ohne Einsicht fremder Augen Dir zukommen sollen, dem Freiherrn v. Stein consignirt, und noch einen Nachtrag zu meinem letzten Willen gemacht.“

Die Operation gelang übrigens ganz vorzüglich, und der berühmte Historiker hätte noch zwanzig Jahre Zeit gehabt, sein Testament zu machen. [J. D.]

Deutscher Hinweis. — Der König Max von Bayern fand einen seiner Kammerlakaien einmal gar zu roh und ungeschliffen, und stuzte ihn ein wenig zurecht. Nach einiger Zeit fragte er ihn, was er denn schon Alles gelernt hätte.

„O, ich lerne auch Französisch,“ gab der Lakai zur Antwort, und zum Beweise seines Fleißes erzählte er dem König, wie in dieser Sprache ein Schwein, ein Ochse, ein Esel u. s. w. genannt werde. Der König lachte herzlich und sagte: „Nur gut, daß Du Dich vor allen Dingen nach Deinen Freunden erkundigt hast.“ [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 26:
In Gottes großem Vorrathshaus sind alle Waaren um Arbeit und Fleiß feil.

Vorleser-Räthsel.

Zeigt mir ein Freund mit An es an,
Will froh ich ihn begrüßen.
Verstehst du es mit mir mit Aus,
Verstehst du es mit mir mit Wissen.
Weißt du auf das mit Zu jeht hin,
Hast du Vergangenes nicht im Sinn.

Auflösung folgt in Nr. 28. [Emil Noet.]

Somonym.

Wenn Mittags um die Tische häuft ein deutscher Kellnerjunge,
Dann ist ein fremdes Wort wohl schlüpft rasch über seine Zunge.
Auch hatte man im Postverkehr dies Wortlein angenommen —
Doch Stephan litt es dort nicht mehr: ein Umschlag ist gekommen.
[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 28.

Auflösung der Buchstaben-Versehrungs-Aufgabe
von Nr. 23: 1) Westindien, 2) Eigensinn, 3) Reutlingen, 4) Wiesbaden, 5) Auerhahn, 6) Genesareth, 7) Lannhäuser, 8) Galizien, 9) Edelstein, 10) Wendehals, 11) Isphahan, 12) Niederwald, 13) Niersteiner, 14) Taubheit (Wer wagt, gewinnt).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.